Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 56 (1976-1977)

Heft: 5

Artikel: Der "geraderedende Plebejer" : über Jacob Philipp Fallmerayers "Fragmente aus dem Orient"

Autor: Rüdiger, Horst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163199

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HORST RÜDIGER

Der «geraderedende Plebejer»

Über Jacob Philipp Fallmerayers «Fragmente aus dem Orient»

Im Frühjahr 1846 unterhielten sich zwei deutsche Schriftsteller in Paris über die Ereignisse in ihrem Vaterland und kamen bald auf die Zensur zu sprechen. Der eine meinte, «Dante hätte eine eigene Höllenstrafe für die Redacteure erfunden, wenn er Florentiner Correspondent der Allgemeinen Zeitung gewesen wäre». Darauf erwiderte der andere: «Als ob die nicht ohnehin schon in der Hölle lebten zwischen Autoren wie Sie oder dem Fragmentisten – und dem Druck, den König Ludwig [I. von Bayern], Abel, Metternich ... e tutti quanti auf das Blatt ausüben.» Der erste empfand es nun offenbar als schmeichelhaft, gemeinsam mit dem «Fragmentisten» genannt zu werden, und wollte mehr über ihn wissen: «Der Fragmentist – ach ja, das ist ein feiner, scharfer Kopf – ein Mann, der schreiben kann, obwohl er nie hier war, es zu lernen – wer sonst deutsch schreiben lernen will, der muß nach Paris kommen, es zu lernen – aber erzählen Sie mir von Fallmerayer.» Nun berichtete ihm der andere vom «Verfasser der ‹Fragmente aus dem Orient›, von dem großen literarischen Ereigniß der letzten Zeit in München, der Vorrede, womit Fallmerayer seine Fragmente in die Welt gesandt, und worin er so muthig in dem vom Ministerium Abel beherrschten Bayern, in Derwischabad (München) den klerikalen Geist als schleichenden Fabius Ignatius Tartuffius abgehandelt – die Sorge seiner Freunde wegen dieser Kundgebung, die Theilnahme des Kronprinzen (Max II.) daran, den Stafettenwechsel zwischen Autor und Verleger über einzelne gar zu bedenkliche Ausdrücke» und manches andere aus dem Lande, über dem der Geist Metternichs und seiner Gesinnungsgenossen schwebte.

Den Bericht verdanken wir dem Schriftsteller Levin Schücking, der selbst Redakteur der Augsburger «Allgemeinen Zeitung» gewesen war; sein Gesprächspartner war Heinrich Heine[1]. Wenn dieser Fallmerayer einen Mann nannte, «der schreiben kann», so meinte er gewiss nicht nur den antiklerikalen Kämpfer, der ein gläubiger Christ war, sondern gerade den wortgewaltigen Schriftsteller. Noch Wolfskehl hielt ihn für den «edelsten Sprecher in der Runde des Geheimen 19. Jahrhunderts[2]»; Hofmannsthal, Wolters, Loerke und zuletzt Killy nahmen ihn in ihre deutschen Lesebücher auf – nur die meisten Geschichten der deutschen Literatur und selbst Spezialarbeiten über das Junge Deutschland, dem er nahestand, verschweigen Fallmerayers Namen. Mit Herz- und Schmerz-Lyrik, mit einer bodennahen

Dorfgeschichte oder einem gesinnungstüchtigen Hohenzollern-Drama geht man offensichtlich rascher in die papierene Ewigkeit der Literaturgeschichten ein als mit einer nicht-fiktionalen Prosa, der sich im XIX. Jahrhundert in deutscher Sprache nur wenig an die Seite stellen lässt: neben Heine selbst etwa Carus, Ranke, Hillebrand, Hehn, Gregorovius, Carl Justi, Burckhardt oder Bismarck. Diese Namen drängen sich auf, wenn man die Höhenlage der Prosa des Fragmentisten anzeigen will.

So ist es wohl an der Zeit, sich seiner wieder zu erinnern. Doch wie soll man über einen Mann reden, dessen Name nach dem Zeugnis eines Gelehrten vom Range Franz Dölgers «in Griechenland ... bis auf den heutigen Tag verfemt» ist[3]? Von dem wir selbst wissen (331[4]), dass ihn in Athen der «Grimm der Zeitungsschreiber, der Sackträger und der Studenten» verfolgte, dass er als Urheber «verrückter Fabeln» galt, der « wie ein Schlaftrunkener» durch die Strassen Athens wandele, während man ihm daheim «Verrat vaterländischer Sache und angestammten Glaubens» vorwarf (292), weil er sich über «unseren politischen Hermaphroditismus und unser [d. h. das bayrische] ... Schattenkönigtum am Ilissus» lustig machte (291) – vielleicht aber auch darum, weil er Metternichs Österreich die Mahnung «zu guter Aufführung, zur Ruhe, zur Unterwürfigkeit und zu christlicher Geduld» vorgehalten und der Wiener Regierung den Satz in den Mund gelegt hatte (289): «Es soll schon einmal besser werden, wenn auch nicht hienieden, doch in der anderen Welt, wo alles ausgeglichen wird.» Solche Bosheiten des Fragmentisten mögen es gewesen sein, die Heines Sympathien weckten – hatte er doch selbst die Verse von dem «kleinen Harfenmädchen» gedichtet[5]:

Sie sang das alte Entsagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den grossen Lümmel.

Der Gründe, Fallmerayer gram zu sein, gab es also viele und mag es für manchen noch immer geben: religiöse, nationale, politische und auch wissenschaftliche. Wenn ich ihn trotzdem für einen der Autoren des XIX. Jahrhunderts halte, die unsere Aufmerksamkeit verdienen, so vor allem deshalb, weil ich mich dem Urteil Franz Dölgers anschliesse. Dieser nennt Fallmerayers «Fragmente aus dem Orient» ein «Juwel deutscher Sprachkunst» und fährt fort[6], trotz unbestreitbaren Irrtümern seien «die Weitsicht und Treffsicherheit seines universalgeschichtlichen Urteils auch heute noch zu bewundern». Ich meine sogar, sie seien heute mehr denn einst zu bewundern, weil sie sich – allen Irrtümern zum Trotz – vor der Geschichte bewährt haben, wenn auch in anderer Weise, als Fallmerayer

selbst wohl meinte. Freilich möchte ich den schiefen Begriff ‹Urteil› durch den zutreffenderen der ‹Intuition› ersetzt sehen. Denn Fallmerayers Tugend ist nicht so sehr die Distanz des unparteiisch urteilenden Historikers; vielmehr spricht aus den «Fragmenten» der besorgte, betrübte, persönlich betroffene Politiker, ja der mit einer spezifischen Phantasie begabte Futurologe. Bezeichnend für diesen Mann, in dessen Geist sich leidenschaftliches Engagement für eine bessere Zukunft so eigentümlich, ja einmalig mit empfindsamem Misstrauen gegen das Fortschreiten der Zivilisation mischen, ist ein Satz wie dieser (265): «Nicht um die Natur hochmütig zu beherrschen und zu überwältigen, bin ich aus der Heimat fortgezogen; ein unwiderstehlicher Hang nach dem Sonnenland trieb mich hin; ich überliess mich duldend seiner Macht, ob ihr vielleicht ein erklärendes Wort über unsere Zukunft, ein Wahrzeichen künftiger Geschicke zu entlocken sei. Denn hier ist der Faden der Ariadne zum Labyrinth abendländischer Verwirrung und Politik.» Sein Credo aber lautet (155): «Die Lose für Europas Zukunft werden zu Konstantinopel geschrieben und eingelegt»: eine jener dogmatischen Prophezeiungen, die der Leser nicht verstehen kann, wenn er die biographischen und geistesgeschichtlichen Voraussetzungen nicht kennt, die den Fragmentisten zu seinem Glauben führten.

Winckelmanns Antipode

Jacob Philipp Fallmerayer wurde am 10. Dezember 1790 in Pairdorf bei Tschötsch geboren, etwa auf einem Drittel des Weges, der die Bischofsstadt Brixen mit dem Malerstädtchen Klausen am Westhang des Eisack verbindet. Der Name Fallmerayer ist, wie so mancher Südtiroler Familienname, romanischen Ursprungs und von Valmarei abzuleiten. Der Vater war Bergbauer, das Kind hatte neun Geschwister und hütete die Schafe. Weil Acker und Weide nicht genug einbrachten, zog der Vater 1801 als Tagelöhner nach Brixen. Hier lernte Jacob auf der Domschule Latein und Griechisch; strenge geistliche Erziehung legte dem Mittellosen den Priesterberuf nahe. Da die Bayern unter napoleonischer Herrschaft das Brixner Seminar geschlossen hatten, zog Fallmerayer zum Theologiestudium nach Salzburg. Als der Hochbegabte jedoch ein bayrisches Stipendium erhielt, wandte er sich in Landshut seinen ureigenen Interessengebieten zu: der klassischen Philologie, der Orientalistik und der Geschichte.

Wie Winckelmann, an dessen altmärkisch karge Jugend das frühe Schicksal Fallmerayers erinnert, las er Pierre Bayle und Voltaire; wie Winckelmann, dessen geistiger Antipode er in gewisser Weise ist, entdeckte er bald einen neuen geistigen Kontinent; und das Wort vom «geraderedenden Plebejer», mit dem er seinen moralischen und sozialen

Status umschrieb (Reidt 10), kennzeichnet auch Winckelmanns Schreibweise und Stellung in der höfischen Gesellschaft. Selbst in der Verachtung der Zunftgelehrsamkeit waren sie gleicher Meinung; seine fast starrsinnig betonte «bessere Kenntnis der Seelenzustände» der orientalischen Völker schrieb der Tiroler den «unmittelbaren Anschauungen und Erfahrungen» auf seinen Orient-Reisen zu (292), während sich der «römisch gewordene Preusse» auf sein geübteres Auge berufen konnte und die blinden Schreibtischarchäologen in der Heimat erbarmungslos verspottete. Beide aber waren Aussenseiter in ihrem Fach und entschädigten sich durch Ironie, Spott, apodiktisch vorgetragene Thesen und gesteigertes Selbstbewusstsein für das Misstrauen der Zunft.

Am Befreiungskrieg nahm Fallmerayer als Offizier teil, aber nicht anno 1809 an der Seite seiner Tiroler Landsleute gegen die Bayern und Napoléon, sondern 1813/14 unter bayrischer Flagge gegen die Franzosen. Der Krieg verschlug ihn als Leutnant nach Orléans, wo er sich – wie Winckelmann in Dresden – zum Weltmann mauserte. Nach seinem Abschied vom Militär wurde er in Augsburg und Landshut Lehrer, zuletzt für Philologie und Allgemeine Geschichte an dem Landshuter Lyzeum, das die nach München verlegte Universität ersetzte. Mit seiner «Geschichte des Kaisertums von Trapezunt», München 1827, gewann er einen Preis der Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und internationales Ansehen; mit den beiden Bänden der «Geschichte der Halbinsel Morea [= der Peloponnes] während des Mittelalters», 1830 und 1836 bei Cotta erschienen, setzte er ihn bei einem Teil des Publikums wieder aufs Spiel. Hier hatte er seine These vom «gräko-slavischen Moskowitertum» («Fragmente» 291f.), das heisst von der Slavisierung Griechenlands im Mittelalter, zuerst mit Energie und aufgrund teilweise bedenklicher Etymologien vorgetragen, womit er nicht nur bei den romantischen Philhellenen am bayrischen Hof Anstoss erregte. Erst danach sammelte er «Anschauungen und Erfahrungen» auf drei ausgedehnten Reisen. Sie führten ihn als Begleiter des russischen Grafen Ostermann-Tolstoi, der ihn wohl auch in seinen weltpolitischen Anschauungen beeinflusste, 1831–1834 zunächst nach Ägypten, Vorderasien und Griechenland; dann besuchte er 1840–1842 allein die Gestade des Schwarzen Meeres, Konstantinopel, den Berg Athos, Thessalien und Athen und 1847/48 nochmals Athen, Jerusalem, Trapezunt und Konstantinopel.

In Smyrna erhielt er zwei Nachrichten, die den Lauf seines weiteren Schicksals bestimmten: Auf Veranlassung des bayrischen Kronprinzen, der ihm wohlgesonnen war, hatte man ihn zum Nachfolger von Joseph von Görres als Professor für Geschichte nach München berufen, in Paris aber war die Revolution ausgebrochen. Nach der Heimkehr wurde er sogleich ins Frankfurter Parlament gewählt, ging dann mit Uhland und anderen

Aufrechten ins Stuttgarter Rumpfparlament und entzog sich nach dessen gewaltsamer Auflösung der drohenden Verhaftung durch die Flucht in die Schweiz. Zwar wurde er 1850 amnestiert, doch die Berufung auf den Münchner Lehrstuhl wurde rückgängig gemacht. Er hat sich weder in der Paulskirche zu Wort gemeldet noch je eine Vorlesung gehalten. Er war ein Opfer der Restauration und der Reaktion. Einsam, verbittert, angefeindet und mit vielen verfeindet ist er am 25. April 1861 in München gestorben. Seine Tiroler Heimat hat er nicht wiedergesehen.

Der empfindsame Fragmentist

Das Buch, das ihn berühmt gemacht hat, sind die «Fragmente aus dem Orient» (1845); ihm folgten «Neue Fragmente aus dem Orient» (1861). Die Kapitel waren zunächst in loser Folge in Cottas Augsburger «Allgemeinen Zeitung» erschienen, dem führenden Blatt der Liberalen. Der Titel, der Fallmerayer sogleich den Ehrennamen des ‹Fragmentisten› einbrachte, war seit Herders Frühwerk, der Fragmentensammlung «Über die neuere deutsche Literatur», legitim; auch Novalis und der Physiker Ritter hatten ihn benutzt, und durch die Brüder Schlegel war das Fragment eine Mustergattung der Romantik geworden. Es gestattete, ja verlangte in gewisser Weise unsystematisches Vorgehen; es förderte die Form des Essays: das stetige Umkreisen eines Grundgedankens, die lockere Abschweifung, selbst das seit Lessing verpönte deskriptive Element, das in Fallmerayers grossartigen Naturschilderungen stark hervortritt. Die essayistische Form verbindet sich bei dem Fragmentisten mit der Form des Reiseberichtes, dem beliebten Kunstmittel einer Epoche, in der das Reisen noch nicht zum Tourismus abgesunken war und Beschreibungen die Photographie ersetzten. (Dieser Tatsache verdanken wir ja auch Winckelmanns berühmte Statuenbeschreibungen.) Durch Sternes «Sentimental Journey» hatte der Reisebericht einen Charakter erhalten, dem sich kein künftiger Berichterstatter mehr ganz entziehen konnte: die Verbindung von Empfindsamkeit und Reflexion, von Schwärmerei und Ironie.

Fallmerayer ist ein sentimentaler und oft ein melancholischer Reisender. Seine zweite Orient-Reise, der die «Fragmente» ihr Entstehen vornehmlich verdanken, hatte er auf eigene Kosten unternommen; die spartanische Lebensführung, die ihm dadurch auferlegt war, mag nicht wenig zu seinen Stimmungen beigetragen haben. Die Reise führte von Regensburg donauabwärts bis nach Galatz, dann über Konstantinopel nach Trapezunt an der Südostküste des Schwarzen Meeres. Hier war nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer (1204) einer jener byzantinischen Nachfolgestaaten entstanden, welcher der letzte christliche Vorposten gegen

die osmanischen Eroberer war und sich unter der Herrschaft der Komnenen bis 1461 halten konnte. Den Mittelpunkt bildete die altionische Kolonie Trapezús im Lande der Kolcher, deren berühmteste Tochter die Helios-Enkelin und Erzzauberin Médeia ist: Von ihrem Gatten Iason, dem sie durch ihre Künste das goldene Vliess verschafft hat, später verstossen, rächt sie sich an ihm auf grausame Weise, indem sie die Kinder aus der gemeinsamen Ehe tötet. Ihre Tragödie, von Euripides und Seneca über Grillparzer bis zu Hans Henny Jahnn und Anouilh einer der grossen Stoffe der Weltliteratur und der bildenden Kunst, ist Fallmerayer natürlich ebenso gegenwärtig wie Xenophons «Anábasis», der Bericht über den Zug der 10000 Griechen gegen Artaxerxes II., die bei Trapezús das Meer erblickten und auf Heimkehr hoffen durften. Doch sein eigentliches Interesse gilt verständlicherweise dem mittelalterlichen und dem modernen Trapezunt (heute: Trabzon) und seiner Umgebung, dem Höhlenkloster Sumelas im kolchischen Gebirge und der nach den Kirschbäumen benannten Siedlung Kerasunt. Neben dem immergrünen Buschwald von Kolchis, dessen Schilderung einen Höhepunkt der literarischen Landschaftsmalerei bildet, sind es vor allem die Athos-Klöster, die Fallmerayer zu enthusiastischer Schilderung hinreissen. In Kolchis und am Athos – das spürt der Leser immer wieder – ist seine ideelle geistige Heimat.

Mit Rousseau im anatolischen Buschwald

Diese Haltung scheint schlecht zu dem politischen und sozialen Engagement zu passen, das den Fragmentisten immer wieder bewegt. Indessen sind die inneren Widersprüche nicht der geringste Reiz seiner Schriften. Fallmerayer gehört zu der Generation der ‹Zerrissenen›, die für seine Zeit charakteristisch sind; sie klagen über den Verlust einer schöneren Welt, ersehnen eine bessere, als ihre Gegenwart ihnen zu bieten vermag, und flüchten in die entlegensten Winkel der Erde, wo sie Rousseaus Traum nicht verwirklichen, aber weiterträumen können. Ein sehr bezeichnender Passus lautet (130):

«... ich ... wanderte ... durch das wildschöne Buschrevier, über belaubte Riffe, durch dichte Obstwälder aus Maulbeer-, Kastanien-, Äpfel-, Birn-, Kirsch- und Feigenbäumen, mit Ulmen, Eichen, Ahorn und riesenhaftem Rebgeschlinge, mit undurchdringlichem Kurzholz vom schöngerindeten Arbutus Andrachne [Erdbeerbaum], von Lorbeer, Corylus [Haselnussstrauch], immergrünem Cistus [Efeu?] und dem so oft gepriesenen und allzeit schönen Azalea- und Rhododendronbusch wundervoll geschmückt. Dazu noch der blaue Sommerhimmel, die spiegelnde Wasserfläche und lianenumschlungene Ruinen im Gehölz! Wir fragen den Leser, ob das nicht entzückend ist, und wie sich etwa die dünngebürsteten Boschetti Italiens

oder gar das abgeschälte, kalkige Griechenland mit der Pracht solcher Wälder messen könne? In Kolchis regiert noch der Pflanzenwuchs, nicht der Mensch, und die zerstörenden Bedürfnisse der Kultur sind noch nicht bis an diesen beglückten Himmelsstrich gedrungen. Wandert durch den immergrünen Buschwald ..., und Rousseaus Philosophie hört auf, bizarr zu sein.»

Und noch einmal, auf dem Athos, kommt ihm die Erinnerung an Rousseau (189): «Drei Volksversammlungen einer demokratischen Eremitenrepublik, Rousseaus Bild des sozialen Glücks! Frei, müssig und dennoch sicher sein, wäre aller Menschen stiller Wunsch.»

Es ist vor allem der Wunsch des aus dem Paradiese seiner Kindheit vertriebenen Hirtenknaben, den immer wieder «die melancholisch-süsse Erinnerung an die Berge in Tirol» überfällt (37), wenn er durch die kolchischen Wälder streift, und der sich selbst einen «unpraktischen Schwärmer und abenteuernden Müssiggänger aus den Nadelholzwäldern in Tirol» nennt (151).

‹Schwärmerisch›, ‹empfindsam›, ‹melancholisch›, ‹romantisch› sind die stimmungtragenden Adjektive, die in den «Fragmenten» am häufigsten auftauchen, manchmal wiederholt auf einer Seite. Das farbloseste der Wörter, ‹romantisch›, ist bei Fallmerayer bereits zu einem Allerweltsbegriff erstarrt, der sich vornehmlich zur Charakterisierung von Naturschönheiten und spezifisch deutschen Gemütsanlagen eignet. Der Fragmentist weiss freilich (180), dass «man wegen Empfindsamkeit und romantischen Schwärmens für prachtvolle Naturszenen und Waldeinsamkeit die Deutschen von jeher ausgelacht» hat. Aber «wie sollte ein Deutscher vor den träumerischen Bildern ‹Einsamkeit, Eiland und Ruine› gleichgültig vorübereilen?» (115). Bleiben doch sogar die «frostigen Seelen aus den britischen Inseln» (180) vor solchen Schönheiten nicht kalt – Winckelmann hatte bildkräftiger von den «Steinkohlenseelen» der Briten gesprochen: ein schlagender Beweis für die zeitüberdauernde Macht der Klischees. – Ausdrucksvoller ist das Wortfeld der Empfindsamkeit. Fallmerayer kommt in der Abenddämmerung zu einem Mönchskastell auf dem Athos und sieht hölzerne Kreuze im Wald aufgestellt. Sie erinnern ihn daran (207f.), «hier sei einmal wieder christliches Land, ein noch unentheiligtes Überbleibsel des alten Byzantium». Und nun folgt einer jener pathetisch-sentimentalen Passus, die man um die Mitte des XIX. Jahrhunderts für ‹poetisch› halten mochte, der aber bei Fallmerayer in ein Bekenntnis zu Glaube und Heimat und zum Tiroler Freiheitskampf von 1809 mündet:

«Vielleicht lächelt man mitleidig über die gläubige Empfindsamkeit; aber ich gestehe ungescheut die Schwäche, das Auge belebte sich beim Anblick dieser Wahrzeichen des Heiles, und das Blut ging rascher, ich dachte an die Heimat, an die romantischen Waldszenen am Eisack in Tirol, an die

Rebgelände und Kastaniengruppen seiner entzückenden Mittelberge; an euch dachte ich ..., rauschender Forellenbach, tiefe Waldöde, sommerliche Lüfte und ziehendes Gewölk – Symbol der Jugend und der Vergänglichkeit; an dich, hölzernes Wetterkreuz im Birkenlaub, an dem der Knabe scheu und andächtig so oft vorüberging. Sitz der Wonne und der Lust, wie könnte ich deiner je vergessen! Nach einem Lebenszyklus voll Gram und wechselvoller Geschicke begegne ich dir unerwartet wieder ... und grüsse dich mit leidenschaftlicher Glut, Sinnbild der Selbstüberwindung, Labarum, das die Cäsaren vom goldenen Sitz gestossen und den stolzen Dünkel der Philosophen erniedrigt hat! In diesem Augenblick begriff und pries ich das zornige Gemüt, mit dem man sich einst in der Heimat – das Feuerrohr in der Hand – wider die frevelhaften Schänder des Heiligtums erhob.»

Solche Passus sind gewiss keine sprachlichen Glanzlichter der «Fragmente»; Klischees der Spätromantik, Rhetorik und Gefühlsseligkeit stören und zerstören die Kraft des Ausdrucks. Doch der Inhalt ist bemerkenswert. Zunächst ist zu bedenken, dass Fallmerayer und die Augsburger Redakteure mit der Zensur zu rechnen hatten; darum die merkwürdig verhüllende Formulierung über den Tiroler Freiheitskampf von 1809 – «das Feuerrohr in der Hand» –, der sich ja auch gegen die Bayern gerichtet hatte und im Zeichen des Herzens Jesu für den angestammten Glauben geführt wurde. Fallmerayer schrieb, wie er an anderer Stelle sagt (291), wo er sich ebenfalls verklausulierter Formulierungen bedient, für «verständige Leser». Aufschlussreicher, ja geradezu ein Schlüssel zum Verständnis der Haltung des Fragmentisten gegenüber der griechischen Welt ist sein Bekenntnis zum Glauben der Väter. Der Leser darf sich weder durch den Verzicht auf den Geistlichenberuf noch durch antiklerikale Ausfälle oder energische Kritik an kirchlichen Missständen oder am Papsttum beirren lassen; sie gehören zum liberalen Zeitstil wie das Kokettieren mit den Meinungen Bayles, Voltaires oder Rousseaus. Fallmerayer ist immer ein gläubiger Katholik gewesen – einer von denen freilich, die vom Schisma der christlichen Kirchen mehr betroffen waren als die meisten seiner Glaubensgenossen und wohl auch die römische Hierarchie.

Lockende Askese, lockender Quietismus

Aber sein Glaube neigte zur Askese. Wohl erkannte er «den Stillstandsgenius und die Verknöcherung von Byzanz» (186), die Dummheit, Geldgier und Indolenz vieler Mönche, ihre Verachtung der «Franken» und «Lateiner»; wohl spürte er den Zwiespalt zwischen seinem eigenen wissenschaftlichen Ethos und dem illiteraten Gebaren des Ostens: «In Trapezunt – vielen Europäern eine tröstliche Kunde – schreibt, druckt und liest man nichts»

(133); auf dem Athos (247): «Von Büchern reden, macht griechischen Mönchen allzeit Langeweile ...»; «Für was seien Bücher gut? fragen die Mönche. Was der Mensch zur Seligkeit nötig habe, sei schon lange festgesetzt; weltliches Wissen und Grübeln führt vom Wege des Heils ab, und das Verderben sei durch die Gelehrten in die Welt gekommen» (222) usw. Doch diese Enthaltsamkeit vom Buch und vom Buchstaben übt eine geheime Anziehung auf den Fragmentisten aus. Die Mönche locken (176): «Verlass die Welt und komm zu uns..., bei uns findest du dein Glück. Sieh nur dort die schön gemauerte Klause, die Einsiedelei am Berg ... Wie lieblich das Kirchlein unter Weinranken, Lorbeergehagen, Baldrian und Myrten aus dem Hellgrün des laubigen Kastanienwaldes blickt! ... Hier hast du milde Lüfte und die grössten aller Güter – die Freiheit und den Frieden mit dir selbst. Denn frei ist nur, wer die Welt überwunden und seinen Sitz in der Werkstätte aller Tugenden auf dem Berg Athos hat.» Das Angebot, völlig ernst gemeint, war für Fallmerayer, den Europamüden, «verführerisch». Er suchte Einsamkeit und Stille; der Quietismus lockte ihn. Weltflucht der Eremiten und Hesychasten auf dem Athos erschien ihm wie ein «Talisman und Amulett gegen die Tyrannei des weltlichen Staates» (183), die auch er mit mönchischem Misstrauen beobachtete. Die Geräuschlosigkeit in den Klöstern empfand er «wie im Mohnpalast des Schlafes», und aus seinen Träumen erwachend seufzte er (216): «Bild der Glückseligkeit und der süssen Schwärmerei! Warum bin ich wieder nach Europa zurückgegangen? Warum habe ich noch einmal die Seelenqual und die Winternebel Germaniens um deinen Frieden und deinen ewigen Frühling eingetauscht!»

Fallmerayer ist der Gefahr des Quietismus und der Todsünde der akedía, der Trägheit, nicht erlegen, in welch verlockenden Gewändern sie ihm immer wieder erschienen. Aber als sentimentalischer Typus im Sinne Schillers empfand er schmerzlich die Naturentfremdung der modernen Welt und erkannte die «Landplage des Pauperismus, der proletarischen Überbevölkerung, des zum Atom parzellierten Eigentums» (133), lange bevor die allgemeine Ernüchterung vom Rausch der unbeschränkten Wachstumsraten eintrat, und als katholischer Christ genoss er den Sieg des Kreuzes und der Kreuzesfahne Kaiser Konstantins über die stolzen Cäsaren und die heidnischen Philosophen. Hier lag der innere Grund für seine Beschäftigung mit dem byzantinischen Reich und dem mittelalterlichen, christianisierten Griechenland, hier auch die Ursache für seine aus Sympathie und Furcht gemischte Haltung gegenüber den Erben der Ostkirche, den damaligen Russen, welche die Herrschaft über die Meerengen erstrebten. Für die Vergangenheit, besonders für die Besiedlung des mittelalterlichen Griechenland, hat er ihre Bedeutung überschätzt; gewiss nicht für die Zukunft,

obwohl er das Gewicht der Glaubensverwandtschaft zwischen Byzantinern und Gläubigen der Ostkirche wiederum zu hoch einschätzte (264).

«Tod der neun Musen»

Die geistesgeschichtlichen Voraussetzungen – katholischer Glaube, romantisch getönte Empfindsamkeit und sentimentalische Haltung zur Natur – bestimmen auch Fallmerayers Verhältnis zum klassischen Hellas. Vom deutschen Neuhumanismus und vom Klassizismus der deutschen Literatur scheint der Fragmentist nicht angerührt. Beide Bewegungen waren – trotz Winckelmanns Konversion aus Zweckgründen – von Herder bis Wilhelm von Humboldt spezifisch protestantische Schöpfungen; sie gingen Fallmerayer nichts an. Natürlich kennt er die griechische und die lateinische Literatur genau; er zitiert sie gelegentlich, und auf dem Schlachtfeld von Phársalos nimmt er Cäsars Bericht und die Kommentare zur Hand, um die Lage der Walstatt festzustellen. Doch das ist eher der Exkurs eines ehemaligen Generalstabsoffiziers als eines Historikers. Anders als Heine, für den die alten Götter ins Exil gegangen sind und in verwandelter Gestalt noch immer unter uns leben, hat Fallmerayer «das klassische Hellenentum ... aufgegeben» und glaubt «an den Tod der neun Musen» (170). Oder an anderer Stelle (233): «Platons Staat ist Ideal geblieben, aber die Republik des kappadozischen Basilius [um 330–379] hat die vier Weltmonarchien der Apokalypse überdauert und durch die Tat bewiesen, dass sie ihren Lebenssaft aus geheimnisvoller Tiefe unseres Herzens saugt. Ihr Prinzip ist Negation, die in menschlichen Dingen weiter und sicherer führt als titanisches Selbstbestimmen und Vorwärtsstreben.» Deutlich zeigt auch dieser Satz die Neigung des Fragmentisten zur vita contemplativa, der die faustische Aktivität als beinahe unmenschliche Haltung gegenübergestellt wird. Geradezu bissig aber wird Fallmerayer, wenn er den angeblich nutzlosen Unternehmungen der Archäologen sein eigenes Ziel entgegensetzt (299f.):

«Diese einzelnen Sittenzüge aus dem Leben der Thessalier unserer Tage mögen manchem Leser vielleicht kleinlich, ja unbedeutend und sogar langweilig erscheinen, und man fände es vielleicht unterhaltender und viel lehrreicher, wenn ich ... mehr das Altertum in Angriff nähme und gewisse äusserst wichtige, aber noch immer unentschiedene Streitfragen ... zu lösen und ... akademisch-gründlich herzustellen suchte, ob Jason die linke oder ob er die rechte Sandale verloren, wo und aus welchem Geschirr eigentlich Achilleus das Bärenfett gegessen und welchen Weg der verzauberte Esel Lukians auf seiner empfindsamen Reise von Thessalien nach Mazedonien genommen habe ... Nicht wie die Leute, die Phthia und Schön-

hellas bewohnten und Myrmidonen, Hellenen und Achäer hiessen, vor dreissig Jahrhunderten waren oder nach dreissig Jahrhunderten etwa sein könnten oder sollten, sondern wie sie heute sind, wie sie jetzt denken und handeln, was sie gegenwärtig suchen, hoffen und fürchten, ist diesen Skizzen als Ziel vorgesteckt.»

Man muss von der Spottsucht des Weitgereisten gegen die ‹Pedanten› daheim und von der Rhetorik des Publizisten absehen, um das Wesentliche zu erkennen: Hier ist ein radikaler Bruch mit der neuhumanistisch-klassizistischen Tradition der deutschen Geistesgeschichte vollzogen. Dieser Bruch steht nicht im Zeichen der Romantik wie Fallmerayers Forschungen über das griechisch-byzantinische Mittelalter oder seine weltflüchtigen Exkursionen nach Kolchis und auf den Berg Athos. Er lässt sich auch nicht mit dem von Hammer-Purgstall inaugurierten Orientalismus in der deutschen Literatur vergleichen, denn weder Goethe noch Rückert, Platen, Bodenstedt oder wer sonst auf orientalischen Pfaden wandelte, glaubte an den «Tod der neun Musen», sondern entdeckte eine neue Provinz der Weltliteratur und integrierte sie in den überlieferten griechisch-römisch-hebräisch-nationalliterarischen Kanon. Und selbst der politisch engagierte Heine fand mit dem Mythos vom Götterexil in den Untergrund der modernen Welt eine aparte Variante des Humanismus. Fallmerayer bricht mit dieser Tradition; er bekämpft sie nicht nur als Donquijoterie Europas (291), sondern als «Satrapenlaunen des Okzidents» (303). Er erkennt die Verflechtung von romantisch-idealistischen Reden und ungeschickten imperialistischen Taten, mit denen die Grossmächte versuchen, sein «Paradies» zu zerstören. Er spricht als engagierter Publizist, der auf die Politik und das öffentliche Leben einwirken möchte; darum wirft er alles über Bord, was sich seinen Zielen hindernd in den Weg stellen könnte – vor allem den modischen Philhellenismus mit seiner romantisch-klassizistischen Attitüde. In ihrer radikalen Unbesorgtheit hat seine Negation des Klassischen erschreckende Züge, weil man sie von einem Historiker zuletzt erwartet. Doch für Fallmerayer ist Geschichte, ähnlich wie für seinen Zeit- und Glaubensgenossen Manzoni, die Offenbarung Gottes in der Zeit. Gott offenbart sich dem Lebendigen; was nicht mehr lebt – und für Fallmerayer sind die neun Musen tot –, verdient nicht, künstlich am Leben erhalten zu werden.

Philhellenischer Mummenschanz

Als bayrischer Untertan war er vom Enthusiasmus der Philhellenen besonders betroffen. Der Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken, seit 1821 unter dem geistigen Patronat der Ostkirche und patriotischer Sänger gemeinsam mit geheimbündlerischen Hetairien, Klephten, Mainoten und

Hydrioten geführt und von Westeuropa ideell und materiell unterstützt, endete 1829 mit dem Frieden von Adrianopel, der Russland die Schutzrechte über Griechenland zusprach. Die beteiligten Grossmächte, neben Russland auch England und Frankreich, setzten schliesslich den bayrischen Prinzen Otto, damals siebzehn Jahre alt, zum König ein. Er war ein Werkzeug in der Hand seiner Ratgeber, unter denen sich auch der von Schücking genannte Abel befand. Nach dreissigjährigem Regiment wurde Otto I. 1862 abgesetzt. Für Gesamteuropa bestand das Ergebnis des griechischen Freiheitskampfes in der Auflösung der ‹Heiligen Allianz›, weil Metternich den Aufstand als revolutionär verurteilt, Zar Nikolaus I., der berüchtigte ‹Gendarm der Revolution›, ihn aber als Orthodoxer und Imperialist wegen des ersehnten Zuganges zum Mittelmeer durch die Meerengen des Bosporus begünstigt hatte. Insofern ist es verständlich, dass Fallmerayer den Ariadne-Faden «zum Labyrinth abendländischer Verwirrung und Politik» (265) in Konstantinopel suchte. Er war darin gleicher Meinung wie die Politiker der führenden Mächte.

Was ihn aber entschieden abstiess, war die Rhetorik des europäischen Philhellenismus, der sich auf das klassische Altertum berief. Das 8. Kapitel seiner «Fragmente» leitet er mit einer Parodie auf die philhellenischen Aufrufe ein, die ihn im Vollbesitz seiner publizistischen Fähigkeiten zeigt (156):

«‹Schlummert nur, und leget sie ab, eure Sorgenlast, die olympischen Götter steigen ja aus den Gräbern herauf und schirmen hinfort mit Majestät ihre alten Sitze am Eurotas und im Eichenhain zu Dodona. Höret ihr nicht den Klang des Silberbogens? Geheimnisvoll und riesig steigt es über die Halden des Pindus herab und entsendet drohende Blicke gegen das wilde, hinter dem Ister gelagerte Skythenvolk.›»

Diesem Aufruf stellt er die Wirklichkeit gegenüber, wie er sie nach 1840 sieht (156):

«So rief es begeistert und triumphvoll durch ganz Europa beim Ausbruch des griechischen Freiheitskrieges. Heute wissen wir freilich, der mit Pomp angeschlagene Päan besang nur ein Traumbild, eine Phantasmagorie der Schule, man sah die langen abendlichen Schatten der Parnassus-Tannen für antike Heroen an, und, wie es nach schmerzlichen Täuschungen immer geschieht, das Gefühl des Übels drückt mit Doppelgewicht die enttäuschten Gemüter nieder.»

Misstrauen und Kritik des Fragmentisten gründen sich auf zwei grundsätzliche Bedenken: Die Einwohner Griechenlands sind keine Hellenen mehr; die absolutistische Bayern-Herrschaft aber ist der lange Arm der europäischen Reaktion und handelt in sträflicher Unkenntnis der Mentalität der Bevölkerung, ihrer Sitten, ihres Glaubens, ihrer Interessen. Beide

Überlegungen waren prinzipiell richtig, in der Formulierung aber oft leidenschaftlich überspitzt. Fallmerayer wollte die Schlafenden um jeden Preis wachrütteln, ihnen die Gefahren zeigen, die von den «Skythen» hinter der Donau, das heisst von den Russen drohten; er wollte das Bild des Orients, zu dem er neben Griechenland übrigens auch Süditalien zählte (192), ohne idealistisch-verfälschende Übermalung vorführen. Darum kümmerte ihn die Geschichte Griechenlands allenfalls seit dem Mittelalter, noch mehr aber die Gegenwart und die Zukunft (262):

«Man ist dieser hellenischen Mummereien als eines unfruchtbaren und nutzlosen Kinderspiels in Europa herzlich satt. Wir möchten einmal im Gegensatz zu den landesüblichen Schul- und Phantasiegemälden nach der Natur gezeichnete Bilder der jetzt ... lebenden Menschen sehen; möchten das Mass ihres Geistes, die Syntax ihrer gemeinen Rede, den Grad ihres Selbstvertrauens, ihre Vergangenheit, ihre Hoffnungen und ihre Sehnsucht kennen, um mit Hilfe dieser Prämissen künftige Möglichkeiten auszurechnen.»

«Tristesse évangélique»

Die Geschichte verläuft nach erkennbaren Gesetzen; auch diese Überzeugung teilt er mit Manzoni – und mit den Linkshegelianern. Von ihren Ideen ist der Fragmentist gelegentlich berührt. Noch ehe Marx und Engels das «Märchen vom Gespenst des Kommunismus» durch ihr Manifest in eine Utopie verwandelt hatten, schrieb der Bergbauern- und Tagelöhnersohn aus dem Lande, wo der Kommunismus bis heute nicht hat Wurzel fassen können, den ironischen Satz (230): «Nur wenn ich selbst leide und entbehre, kann ich mit Erfolg dem hungernden Haufen Katechismus predigen und proletarische Geduld.» Er kannte den «kommunistischen Zorn bedrängter Volksklassen» (230), die von der höhnenden Verschwendung der Besitzenden gereizt waren, aus eigener Erfahrung nur zu gut. Sein Herz schlug für die Unterdrückten, und seine Frage hat noch immer keine Antwort gefunden (139f.): «Wie sauer wird es nicht den Christen in Europa und Amerika, der Negerbevölkerung, den Juden und den Irländern volle Rechtsgleichheit zuzugestehen?» Die Industrialisierung war ihm nicht nur darum suspekt, weil sie seine Naturparadiese zerstörte, sondern weil die Maschine die Arbeiter dem Hunger preisgab, und mit bitterem Hohn meinte er (273f.): «In Thessalien hat die Maschine noch nicht den Menschen vom Brot verdrängt wie in Europa; aber leider geht die Liebesglut der Deutschen, auch wenn sie warme Philhellenen sind, doch nicht so weit, um die teure Handarbeit der Thessalier dem wohlfeilen Maschinenprodukt der Briten vorzuziehen.» In der Frage des Philhellenismus und der

Industrialisierung im XIX. Jahrhundert gehört Fallmerayer zu den decouvrierenden Schriftstellern seiner Zeit; er hat das Doppelgesicht des Idealismus entlarven helfen.

Seine eigenen Widersprüche kann und will er nicht verbergen. So heftig er sich für die liberalen Ideale einsetzt, so fortschrittlich er wirkt, wenn er Ironie, Spott und Hohn in den Dienst seiner Feder stellt, so sehr verfällt er selbst in jene «evangelische Traurigkeit (tristesse évangélique)» (234), die er in den Schriften La Bruyères kennengelernt hat, wenn ihn die Lockung der Askese übermannt. Dann kapselt er sich von der Welt, der Geschichte, den Wirren der Zeit ab und versenkt sich in die wuchernde Vegetation der kolchischen Berge. Dann blüht seine Sprache auf, und er singt dem Wald und der Wildnis einen Hymnos, wie ihn in deutscher Prosa nur Victor Hehn geschaffen hat (84):

«Die Weinrebe, unten bei der Stadt noch kärglich gezähmt und mit dem Messer in Schranken gehalten, ist hier aller Zucht entwachsen; hier sah ich sie zum erstenmal wild; mit kleinbeerigen Trauben behangen, kriecht sie über Felsen, steigt auf die Bäume hinauf, schwingt sich, wie die Lianen auf Hagion-Oros, in kunstlosen Girlanden über den Erdspalt und wuchert ungebändigten Triebes noch mitten im Dornbusch. Aber sie buhlt vergebens, niemand streckt bei der Fülle süsser Trauben die Hand nach ihren Früchten aus. Das Herbe, das Zuchtlose verschmäht der Mensch überall, in der Rede wie im Genuss.»

Eine Zeit, welche die Natur vornehmlich als Nutzobjekt oder Trimm-dich-Gelegenheit betrachtet, ist mit dem Urteil ‹Flucht ins Idyll› rasch bei der Hand. Sie würde den Fragmentisten gründlich missverstehen. Aus der Natur sog er die Kräfte für den Kampf des Tages; hier fand er das Mass für die menschlichen Dinge und den Abstand von der eigenen Zerrissenheit. Dann liess er auch auftrumpfendes Besserwissen beiseite und erinnerte sich der Verse aus den Eklogen Vergils[7] – und die neun Musen waren nicht mehr tot (86):

«Sollten geringe Zeilen wie diese bis auf die Nachwelt kommen und sollte das Schicksal je einen Wanderer deutschen Blutes an den Pyxites [in Kolchis] bringen, so möge er daselbst meiner Rede gedenken ... Auch soll er die Mühe eines kleinen Umweges zum Flussübergang nicht verschmähen und tiefer in das schweigsame Dunkel des unentheiligten Waldes dringen ...

Hic gelidi fontes, hic mollia prata, Lycori,
hic nemus; hic ipso tecum consumerer aevo.»
Hier ist ein kühlender Quell, hier weicher Rasen, Lycoris,
Hier ein Hain; hier möcht ich mit dir das Leben verbringen.

So wenig wie Vergil hat sich der Fragmentist dieser Verse zu schämen. Vor starken Naturen erweist sich der Slogan von der ‹Flucht ins Idyll› als Verlegenheit der Schwachen, die nach ihrem Masse messen. Jacob Philipp Fallmerayer gehört zu den Kämpfernaturen seiner Zeit. Seine Irrtümer stimmen nachdenklich und sind stets interessant. Seine Erkenntnisse haben die Zeit überdauert. Sein Wort zählt zu den Denkmälern unserer Sprache.

[1] *Begegnungen mit Heine – Berichte der Zeitgenossen*, hg. v. Michael Werner ..., Hamburg 1973, I 603, II 592. – [2] *Zehn Jahre Exil – Briefe aus Neuseeland 1938 bis 1948*, hg.... v. Margot Ruben..., Darmstadt 1959 (= Veröffentlichungen der Dt. Ak. für Sprache und Dichtung 13), 51. – [3] *Die tausendjährige Mönchsrepublik*, Nachwort zu: Jakob Philipp Fallmerayer: *Hagion-Oros oder der Heilige Berg Athos*, Wien 1949, 133. – [4] Ich zitiere nicht nach der Originalausgabe von 1845, sondern die Seitenzahlen des leichter zugänglichen (gekürzten) Neudrucks der *Fragmente aus dem Orient*, München 1963, mit einem für die Lebensdaten Fallmerayers dankbar benutzten Vorwort von Hermann Reidt. – [5] *Deutschland – Ein Wintermärchen*, Caput I, in: *Sämtl. Werke* I – *Gedichte*, Textrevision: Jost Perfahl, München 1969, 417. – [6] Dölger (Anm. 3) 136, 133. – [7] *Ecl.* X 42f.